Die Premiere.

Humoreske von Oskar Staudigl-Wien.

Ich hatte mein Stück: „Eine alleinstehende Dame sucht — —“ im „Lustspielhaus“ eingereicht. Es war dies ein Wagestück in doppelter Bedeutung, aber auch eine Art von Jubiläum, denn es war meine 25. Komödie, und ich erwartete den 25. gleichen Erfolg in Form eines Briefes, der mir dann zum 25. Male mitteilte, daß mein Stück sehr gefallen habe, daß man sich aber zur Aufführung doch nicht verpflichten könne. Die gewiß gute Komödie folge deshalb mit bestem Dank zurück!

Diesmal vergingen zehn Wochen, bis die erhoffte Antwort kam. Doch schon das Aeußere des Briefes setzte mich in Erstaunen. Es war kein dickbauchiges Paket, dessen Umfang schon den dramatischen Inhalt vermuten ließ, sondern ein ganz gewöhnlicher Umschlag. Aber ich hatte doch die richtigen Rückmarken beigeschlossen! Und in der langen Zeit war meines Wissens auch keine Briefportoerhöhung eingetreten. Ich öffnete also sehr begierig das Schreiben und las mit Erstaunen: „Wir haben Ihr Stück mit größtem Interesse gelesen, finden es sehr wirksam, die Idee originell, so daß es gewiß einen Bühnenerfolg verspricht. Ehe wir aber die Komödie erwerben, erbitten wir uns Ihren Besuch behufs näherer Aussprache.“ Ich war vor Staunen platt! Dann aber raffte ich mich zusammen und ging zur Aussprache. Ich wurde ausnehmend freundlich empfangen, als wäre ich schon ein 25mal mit Erfolg aufgeführter Autor. Der Direktor sagte mir als Vorspeise hundert Schmeicheleien über mein Werk; dann kam jedoch das bewußte „Aber“. Er meinte: „Das Stück wird wirken, jedoch müssen wir Sie fragen, ob Sie uns ein gut besuchtes Haus bei der Première verbürgen können, und zwar nicht ein mit Freikarten und Claque wattiertes Theater, sondern ein wirklich zahlendes Publikum, denn auch die Kritik kennt die ‚Mache‘ ganz genau.“

Ich dachte krampfhaft nach. Der Direktor fuhr fort: „Unser Haus faßt 800 Personen. 300 bringen wir durch unser Stammpublikum auf. Glauben Sie nun, daß Sie die restlichen 500 in Ihrem Bekannten-, Freundes- und Standeskreise aufbringen? Dann wagen wir den Versuch. Ein neuer Lustspiel-Autor ist und bleibt schließlich ein Wagnis!“ — Ich dachte noch krampfhafter nach. Freunde, Bekannte und Kollegen hatte ich genug, aber ob sie für mich ins Theater gehen und die Karte zahlen würden, das war eine andere Frage. Ich erinnerte mich meines besten Freundes, dem ich von der Stückeinreichung erzählt hatte und der sofort sagte: „Du, wenn Dein Stück angenommen wird, zur Première geh' ich, schick mir drei Freikarten, für mich, meine Frau und meine Schwiegermutter!“ — „Herr Direktor!“ stammelte ich endlich, „ich erbitte mir 24 Stunden Bedenkzeit!“ — „Gut, gewährt, morgen sehen wir uns wieder!“ Ich wankte, nein, schwankte, in Gedanken versunken aus der Theater-Direktionskanzlei hinaus, verirrte mich in dem Labyrinth und stand auf einmal auf der Bühne, wo eben eine Generalprobe abgehalten wurde. Man hielt mich für einen Statisten, denn der Oberregisseur schrie mich an: „Der Statist dort, der den Besoffenen markieren soll, hat scheints wirklich einen Rausch, er kommt ja erst im zweiten dran!“ — Ich erschrak, kam zum Bewußtsein und verschwand.

Nun verbrachte ich 24 Stunden grenzenloser Aufregung, ohne Schlaf, ohne Ruhe, immer grübelnd, forschend, spekulierend, eine Rettung suchend. Entsetzlich! Ich zermarterte mein Gehirn, verwickelte seine Windungen zu einem verworrenen Knäuel, — doch endlich ein rettender Gedanke! Eine erlösende Idee, noch ehe die 24 Stunden verflossen waren. —

Als ich wieder vor dem Direktor saß, sagte ich: „Alle meine Freunde, Bekannten und Amtsgenossen interessieren sich für mein Stück! Sie werden alle zur Première kommen. Doch möchte ich zuvor noch einen Versuch durch die Vorverkaufskasse machen, und dazu brauche ich 14 Tage. Bleibt der Vorverkauf schwach, dann setzen wir das Stück ab. Gelöste Karten gelten dann auch für das Ersatzstück, oder das Geld wird am Tag vorher zurückgegeben!“ — Nach einigen Bedenken, die ich glücklich zerstreute, waren Direktor, Oberregisseur, Regisseur, Dramaturg und Haupthassierer einverstanden. Als ich mich acht Tage vor der Première nach dem Erfolg erkundigte, erhielt ich die freudige Botschaft: „Unglaubliche Nachfrage, insbesondere nach guten Plätzen, die Vorstellung ist gesichert, auch die zweite und dritte Aufführung!“ —

So kam der Abend der Uraufführung. Das Haus war ausverkauft! Es schien, als sollte eine Festvorstellung erfolgen, denn die meisten Besucher und Besucherinnen trugen irgend eine Blume in der Hand, im Knopfloch, am Busen, im Haar, am Gürtel. Der Regisseur erwartete einen Blumenregen für den Dichter, wenn dieser vor die Rampe gerufen wird. Aber trotz des Beifallssturmes ließ ich mich dazu nicht bewegen, lüftete mein Inkognito nicht, denn das Stück war unter einem Pseudonym aufgeführt worden. —

Als wir nach der dritten Aufführung beim Festmahl beisammen saßen und der Direktor mich in einer großen Rede als den Mann des Zukunftslustspieles pries, als mich der Dichterrausch und der ungewohnte Champagnergenuß in eine weinselige Autorenstimmung versetzt hatten und als man mich fragte, wie ich denn zu dieser Unmenge begeisterter und aufopfernder Freunde gekommen sei, da verriet ich mein Geheimnis: „Von all den vielen blumengeschmückten Besuchern habe ich keinen einzigen je vorher gesehen oder gekannt. Aber ich hatte in einigen der gelesensten Tageszeitungen zwei Inserate einrücken lassen. Das eine lautete, hier ist es: „Eine alleinstehende Dame sucht zwecks Ehe die Bekanntschaft eines intelligenten, aber auch kunstverständigen Mannes. Sie ist jung, schön, gebildet, sehr vermögend und soll jetzt die Verwaltung ihres großen Erbgutes übernehmen, weshalb sie in ihrem zukünftigen Manne eine tüchtige und sachkundige Stütze zu finden erhofft.“ — Die zweite Anzeige lautete: „Ein Mann in den besten Jahren, in gesicherter und aussichtsvoller Lebensstellung möchte gern einen Familienstand gründen. Er sucht eine junge Dame, kunstliebend, gemütvoll; Vermögen und Aussteuer nicht erforderlich.“ — Darauf bekam ich über 900 Zuschriften, die ich, hören und staunen Sie, eigenhändig beantwortete! Ich schlug in jedem Falle ein Stelldichein bei einer der drei Vorstellungen meines Stückes vor. Bestimmte genau nach dem Sitzplatz die betreffende Reihe des Parketts, von Parterre, Galerie oder Loge. Erkennungszeichen immer eine Blume! — Den Erfolg haben Sie alle miterlebt; aber nun begreifen und verstehen Sie es auch, weshalb ich mich so weigerte, mein Inkognito zu lüften; ich fürchtete die — — Folgen!“

Erprobt und bewährt!

Badewannen aus Porzellan oder Emaille lassen sich schnell und leicht mit einem in Essig getauchten Tuch reinigen.

Emaillierte Kochtöpfe sollten nie mit kaltem Wasser gefüllt werden, solange sie noch heiß sind. Man lasse sie nach dem Entleeren der Speisen erst auskühlen, bevor man sie einweicht, weil sonst die Emaille platzt und abspringt.

Magenschmerzen, sofern sie leichterer Natur sind, werden durch Auflegen erhitzter trockener Sandsäckchen gemindert. Bei hartnäckigem Auftreten aber muß man zum Arzt gehen, da dann sicherlich ein ernsteres Leiden vorhanden ist.

Sparsamkeit in der Küche. Auf alle in Gebrauch befindlichen Kochtöpfe stelle man anstatt eines Deckels einen mit Wasser gefüllten Topf oder Kessel. Man erhält auf diese Weise ohne Extragasverbrauch heißes Wasser zum Abwaschen.

Ueble Gerüche aus Steingutgefäßen entfernt man durch Ausspülen mit Salzsäure (Gift) oder, wenn man diese nicht im Hause haben will, durch Ausspülen mit einer Lösung von **übermangansaurem Kali.**

Silber reinigt man von Eierflecken mit einem feuchten Tuch, das man in Salz getaucht hat.

Hartnäckige Flecke auf den Händen entfernt eine gekochte Kartoffel, wenn man sie in der Hand zerreibt; sie macht auch die Haut zart und weiß.

Angesengte Stoffe reibt man vorsichtig mit einem Flanelltuch, das man in kaltem Wasser angefeuchtet, ausgewrungen und mit etwas Glyzerin betupft hat. Etwaige Glyzerinspuren entferne man hinterher mit Alkohol.

Terpentin wirkt schmerzstillend bei Rheumatismus; man lege zu diesem Zwecke ein mit Terpentin besprengtes Wolltuch auf die schmerzende Körperstelle.

Fingerabdrücke entfernt man von Oelgemälden mit einem weichen Flanelltuch, das man in Salmiakwasser getaucht und gut ausgewrungen hat.

Hochglanz bei Gläsern wird erzielt, wenn man zum Spülen warmes, mit Soda versetztes Wasser benutzt und die Gläser mit einem Tuch völlig trocken reibt.

Zum Fensterputzen benutze man kein Sodawasser, weil Soda das Ledertuch ruiniert.

Eiweiß läßt sich schneller und besser schlagen, wenn man eine Messerspitze Salz hineingibt.

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt

Erscheint zweimal wöchentlich

Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes



Geeignete Beiträge willkommen.

Nachdruck der Originalbeiträge verboten.

Schriftleiter: Paul Quick. Warburg.

Nr. 29 — 13. April 1927 — 2. Jahrgang

Im Schatten des Verdachts.

Roman von Fritz Skowronnek.

22) Copyright by Greiner & Comp., Berlin W. 30. Nachdruck verboten.

Es war schon dunkel, als er nach Hause kam. Als er die Türe öffnete, erhob sich am Tisch eine Frauengestalt.

„Gott sei Dank, Neureuter, daß Sie kommen. Ich wollte schon wieder weggehen.“

„Mein Gott, Frau Heimbacher, Sie . . .? Was ist vorgefallen?“

„Na, hoffentlich noch nichts, aber mich hebt die Angst. — Mein Mann war in den letzten Tagen doch schon ganz anders geworden. — Ich fing an, aufzuatmen. — Heute früh, wie der Assessor weggegangen ist, kriegt er wieder solch einen Anfall. Er geht in der Stube herum wie ein gefangenes Tier im Käfig, er stöhnt und murmelt immer vor sich hin. Ich habe ihn gestreichelt und gebeten, er könne mir doch sagen, was ihn drückt. Er schüttelte den Kopf. Einmal habe ich ihn sagen hören: Ich halte es nicht mehr aus, ich werde verrückt. Mittags hat er nichts gegessen — nachmittags setzte er sich an den Schreibtisch, und fing an, Briefe zu schreiben, einen nach dem andern. — Da habe ich ihm Kaffee hingestellt, den hat er getrunken. Nachher brachte ich ihm eine Flasche Wein, die hat er förmlich heruntergestürzt. — Jetzt sitzt er in der Sofaecke und döst vor sich hin. Es ist geradezu unheimlich.“

„Ja, liebe Frau Heimbacher, ich weiß nicht, was ich tun könnte, um Ihnen zu helfen.“

„Ach, kommen Sie doch mit und sprechen Sie mit ihm. Der Forstmeister hat ihm auch gut zugeredet, da ist er gleich besser geworden.“

„Wenn ich, Ihnen damit helfen kann, will ich gleich kommen. Ich wollte so wie so heute noch zur Försterei gehen — In einer halben Stunde bin ich da.“

Es war wirklich so, wie die Frau geschildert hatte. Und sie hatte noch nicht alles gesehen. Sie hatte nicht die Tränen gesehen, die dem großen starken Mann beim Schreiben aus den Augen rollten und auf das Papier fielen. Und alle Augenblicke murmelte er vor sich hin: „Ich kann nicht anders handeln, ich würde es nicht aushalten.“

Er schloß ein Fach seines Schreibtisches auf und nahm ein halbes Dutzend Briefe zur Hand. „Die hat kein anderer geschrieben als der Schettulat. Und wenn er seine Drohung ausführt, dann gehts morgen los. Nein, lieber mache ich vorher Schluß.“ Er verschloß die Briefe wieder, stand auf und trat zum Gewehrschrank. Zuerst nahm er seine Doppelflinte heraus und fuhr mit der Hand wie liebkosend die glatten Läufe entlang. „Nein, Alte, du sollst mir den Dienst nicht leisten. Auch du nicht,“ sprach er ganz laut vor sich hin, als er seinen Drilling zur Hand nahm. Er packte ihn an und zielte nach einem Sperling, der vor dem offenen Fenster auf der Spitze einer Linde saß. „Hast mir manchen guten Schuß getan, alter Kamerad. Dreißig Jahre hast du mich Tag für Tag begleitet.“

Er stellte das Gewehr wieder in den Schrank und gab eine kurze Büchse vom Nagel. „Du sollst es tun.“ Er klappte die Büchse auf und schob eine Patrone hinein. „Eine wird genügen.“

Jetzt stellte er das Gewehr neben den Schreibtisch und rief nach dem Knecht. „Hier, Jons, sind vier Briefe. Die bringst du sofort nach Laßdehnen zur Post. Hier ist das Geld. Und hier, nimm das Gewehr, aber vorsichtig, denn es ist geladen, und stelle es mir hinter das Hoftor.“

„Ja, was wollen denn der Herr Förster — ?“

„Dummer Kerl, tu, was dir gesagt wird, und frage nicht.“

Im Nebenzimmer saßen seine Kinder am Tische. Die drei ältesten machten ihre Schularbeiten, die beiden Jüngsten spielten mit Bauklötzchen. Er schob einen Stuhl an den Tisch und setzte sich zu ihnen. In einem Ton, den die Kinder schon lange nicht mehr von ihm gehört hatten, begann er zu sprechen.

„Wie gehts dir in der Schule, Mariechen?“ fragte er seine Aelteste, ein dreizehnjähriges Mädel.

Sie legte den Halter hin, stand auf und schmiegte sich an ihn. „Ach, gut, Vater. Ich bin in allem die Erste, und der Lehrer meint, ihr möchtet mich jetzt nach Villkallen auf die Töchterschule schicken, wenn nicht, dann müßt du mich beim Herrn Pfarrer zum Religionsunterricht anmelden.“

Er zog sie an sich und küßte sie auf den blonden Kopf. „Ja, mein Kind. Das kann Mutter tun. Nicht wahr, du wirst immer ein braves Mädel bleiben. Na, und du, Franz, was sagt denn der Lehrer zu dir?“

Der Junge machte eine verschmitzte Miene und zuckte die Achseln.

„Ja, mein Sohn, was willst du denn werden, wenn du in der Schule nicht lernen willst? Dann wirst du mit 14 Jahren entlassen und gehst zum Schuster Soboll in die Lehre."

Der Junge schüttelte den Kopf: „Ich werde Förster."

„Komm mal her, das will ich dir mal erklären. Dazu mußt du noch viel lernen. Dann mußt du ein Jahr in die Lehre zum Forstmeister, dann zwei Jahre auf die Forstschule, und wenn du nicht Nummer eins bekommst, ists vorbei mit dem Staatsdienst. Dann kannst du irgendwo Feldhüter werden."

„Ja, Vater, aber es werden doch so viele Förster."

„Ja, mein Junge, aber die haben alle fleißig gelernt." —

„Dann will ich auch fleißig lernen."

„Das soll ein Wort sein, mein Junge. Gib mir deine Hand darauf und einen Kuß und vergiß nicht, was du mir heute versprochen hast —" Den dritten nahm er aufs Knie und ließ ihn reiten. „Vater," sagte der Bursche zutraulich und schmeichelnd, „du kannst mir einen Groschen schenken. Das hast du schon lange nicht getan. Ich kann schon das große A schreiben. Dafür habe ich heute ein Lob gekriegt."

„So? Das muß belohnt werden. Hier hast du nicht einen, sondern zwei Groschen. Was geschieht damit?"

„Die kommen in die Sparkasse," erwiderte der kleine Bursche traurig.

„Nein, die kommen heute nicht in die Sparkasse, sondern sie wandern zum Krämer für Schokolade."

Mit einem Freudenschrei schlang der Kleine seinen Arm um den Hals des Vaters und küßte ihn. Er drückte ihn fest an sich und streichelte seine struppigen Haare. „Wirst immer gut lernen in der Schule? Ja? Nun kommt ihr mal her, ihr Bunken." Er setzte sich die beiden Jüngsten auf seine Knie und drückte sie an sich. Dann stand er schnell auf.

„So, meine lieben Kinder, jetzt steckt euch die Hängelampe an, es ist schummrig geworden. Wo ist die Mutter?"

„Die ist ins Dorf gegangen."

„Dann werde ich ihr entgegengehen."

Er nahm Mütze und Stock und öffnete die Türe. Noch einmal umfaßte er alle mit einem langen Blick: „Adieu, meine lieben Kinder."

Eine Viertelstunde später kam Frau Heimbacher nach Hause. Ihre erste Frage war: „Wo ist der Vater?"

„Er wollte dir entgegengehen? Bist du ihm nicht begegnet?"

„Hat er ein Gewehr mitgenommen?"

„Nein, er ist nur mit dem Stock gegangen."

Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich ihrem gequälten Herzen. Im nächsten Augenblick packte sie wieder der Zweifel und die Angst. Im Dunkeln ging sie ins andere Zimmer und tastete mit der Hand im Gewehrschrank umher. Der Nagel, an dem die kleine Büchse zu hängen pflegte, war leer. Es war ihr, als hätte ihr in diesem Augenblick eine kalte Hand das Herz umkrallt. Sie hatte das Gefühl, als müßte sie laut aufschreien. Aber sie bezwang sich, um die Kinder nicht zu erschrecken. Erst schloß sie die Tür zur Wohnstube, dann machte sie Licht. Kein Zweifel, die Büchse war fort. Einen Augenblick schloß sie die Augen und lehnte den Kopf an den Schrank. Dann ging sie langsam ins Wohnzimmer.

„Kinder, ich gehe noch einmal weg, dem Vater entgegen. Wenn ich nicht bald nach Hause komme, eßt ihr allein Abendbrot und geht zu Bett." Auf dem Hof begegnete ihr der Knecht. „Jons, hast du den Herrn gesehen?"

„Nein, Madamchen, er wird wohl weggegangen sein. Er hat mir erst vier Briefe aus dem Fenster gereicht, die mußte ich zur Post tragen, und nachher hat er mir die kleine Büchse herausgereicht, die mußt' ich hinter das Hoftor stellen."

Ein eisiger Schauer flog der Frau durch den ganzen Körper. Jetzt wußte sie, was ihr bevorstand. Wie ein gehetztes Reh lief sie in den Wald hinein. Nach hundert Schritten blieb sie stehen. „Heimbacher, Walter, hörst du mich? Ich habe dir was Wichtiges zu sagen, eine Freudenbotschaft."

Dann lauschte sie angstvoll einige Augenblicke. Alles still. Nur ein Käuzchen, das ihr Ruf erschreckt haben mochte, strich mit lautlosem Flügelschlag über ihr hin und her und ließ sein schauerliches Hu-hu-hu ertönen, das der Aberglaube für die Ankündigung eines Todesfalles hält. — —

Hundert Schritt weiter wiederholte sie den Ruf. Eine menschliche Stimme antwortete ihr. Gleich darauf kam Karl Reureuter so schnell, als es die Dunkelheit erlaubte, angelaufen.

„Mein Gott, Frau Heimbacher, was ist los, was schreien Sie so?"

Die Frau tat mit ausgebreiteten Armen einen Schritt auf ihn und umklammerte ihn. In einem heftigen Schreikrampf entlud sich ihre Angst und ihre Aufregung. Ratlos stand der junge Grünrock. „Beruhigen Sie sich doch, Frau Heimbacher. Ist Ihr Mann verschwunden? Mein Gott, liebe Frau Heimbacher, wir müssen doch handeln —"

(Fortsetzung folgt)

Veronika.

Skizze von Anna Rodenacker.

Als die Frau des römischen Legionärs das Schweißtuch entfaltete, um den Körper ihres in der Nacht verstorbenen Söhnleins zu umhüllen, schlug ein dumpfer Lärm an ihr Ohr und bewog sie, unter die Tür des Hauses zu treten. Eine unabsehbare Menschenmenge wälzte sich schreiend und johlend die Gasse daher.

Noch konnte Veronika die einzelnen Personen nicht unterscheiden, doch dünkte sie dieser Zug der furchtbarste zu sein, den sie je in Jerusalem gesehen. Hoch wirbelte der aufgewühlte Staub und quoll der erschreckten Frau entgegen, und von den Mauern der Häuser hallten wüste Schimpfworte und gellendes Lachen doppelt wider.

War der Leib der Mutter noch gelähmt durch den ungeheuren Schmerz, den sie soeben erlitten? War ihre Seele durch das Erleben der vergangenen Nacht aufgerissen wie der Acker vom Pfluge und für eine neue Saat bereitet? Genug, sie zog sich nicht wie sonst, wenn ein Henkerzug den gewohnten Weg zur Schädelstätte an ihrem Hause vorbei nahm, eilends vor dem erschütternden Anblick zurück, sondern harrte dem Verurteilten entgegen.

Er nahte, und sie erblickte die von Dornen zerrissene Stirn, von der sich in schmutzigen Rinnsalen Schweiß über das Gesicht des Erschöpften ergoß. Und da! Aus seinen umflorten Augen traf sie noch einmal der Sterbeblick ihres Kindes. War das halb unbewußte Leiden des Knaben gewachsen, gereift zum Schmerz des wissenden Mannes? Hatte es sich entfaltet zum allumfassenden Leide der Welt?

Ein letztes gewaltiges Gefühl trieb das Herz der mütterlichen Frau zu heftigen Schlägen, daß eine Woge des Mitleids ihre Glieder durchflutete und diese ohne ihr Wissen bewegte. Raschen Schrittes trat Veronika auf Jesus zu und reinigte linde mit dem Schweißtuch in ihrer Hand sein Antlitz vom Blut der erniedrigenden Krönung, vom Schweiß der irdischen Schwäche und vom Schmutz der Gasse. Erquickt durch die Barmherzigkeit des Weibes, schritt Christus weiter auf der vorbestimmten Straße.

Noch bebend kehrte die Frau in ihr Haus zurück und schickte sich an, die Leiche ihres Kindes zu umhüllen. Als sie aber das Schweißtuch über die Bahre breiten wollte, schaute ihr das verklärte Antlitz Jesu Christi aus dem Laken entgegen. Und unter dem göttlichen Blick zog in ihr Herz die Ruhe des Friedens. Mit leiser Bewegung erhob sie das Tuch, und die Leidtragenden, die sich eingefunden hatten, Männer und Frauen, Greise und Kinder, sanken vor dem Wunder auf die Kniee.

Fortan hatte das Herz der Veronika keinen Raum für eigenen Schmerz und keinen für eigene Freude.

In vielen Kirchen der Christenheit ist zu sehen, wie ihre feinen kühlen Hände das Schweißtuch mit dem Bilde des Erlösers emporhalten, damit das von irdischen Nöten gequälte Volk durch den Anblick des Verklärten getröstet und erhoben werde. In der Morgenstunde des Karfreitags geht eine leise Welle von dem Herzen der Veronika aus und läßt ihre Hände erbeben. Dann bewegt sich das Tuch mit dem Bilde Christi wie der Spiegel eines Teiches, wenn ein Windhauch darüber weht.

Gethsemanegedanken.

Von Dr. phil. Hans Walter Schmidt.

Passionsgedanken durchzitterten meine Seele, als ich mit meinem treuen Roß hoch oben auf dem Gipfel des Oelberges hielt und unter mir in der belebenden Kraft des Morgens Jerusalem zu neuem Tagewerk erwachen sah. Hinter mir stieg aus dem Berglande im Osten aus einer wie Schleier sie umgebenden Schicht bläulich durchsichtigen Dunstes die Sonne als glutender Feuerball zum Azurblau des Tropenhimmels empor. Gleich güldenen Lanzen schossen ihre Strahlen hinaus in das All, und ihr wärmendes Licht überflutete die Erde, ihre Geschöpfe mit Licht und Leben beschenkend. Laut ertönten von den Lippen der Gebetsrufer auf den hochragenden spitzen Minarets der Moscheen schallende Worte über die Stadt, die Gläubigen zur Andacht ermahnend: „Allahu akbar, aschhadu anna la ilaha illalah, aschhadu anna Mohammedun rasul-Allah (Gott ist groß, ich bezeuge, daß keine Gottheit ist außer dem Gott, ich bezeuge, daß Mohammed der Gesandte Gottes ist!)" Und aus den Straßen des Basars ertönte das Geschrei der Feilschenden, das laute, anfeuernde „Harachli" der Eseltreiber, das warnende „Aua-aua!" derer, die geschäftig durch die Menge eilten. Dann brach sich der erste Sonnenstrahl, der über den Oelberg hinablugte zur heiligen Stadt in dem leuchtenden Gold des Kreuzes auf der Kuppel der Erlöserkirche.

Behutsam klapperten die Hufe meines arabischen Hengstes über das Steingeröll, das vielfach die Straße bedeckt, die hinab ins Kidrontal gen Jerusalem führt. Vorsichtig tastend trug mich sicher das gewandte Tier tiefer und tiefer hinab. Zu beiden Seiten standen wie stumme Wächter Oelbäume in großer Zahl, mit knorrigen, silberrindigen Stämmen und verworrenem Geäst, dessen graustaubige, lanzettliche Blätter sich sehnsüchtig dem Lichte der Sonne entgegenstreckten.

Hoch reckten jetzt zu meiner Linken die dunkelgrünen Pyramiden der Zypressen ihre Häupter in die erfrischende Morgenluft. Der Garten Gethsemane! Hier wollte ich Einkehr halten.

Das Roß gehorchte dem leichten Zügelzug. Gewandt schwang ich mich aus dem mit bunter, perlengestickter Decke verzierten, orientalischen Sattel und befestigte den Halfter an einem Ring in der altehrwürdigen Mauer, die den Garten nach außen schützt. Ich pochte an kleiner, unscheinbarer Pforte. Langsam nahten sich Schritte von innen. Dann öffnete mir ein Mönch.

Der Garten Gethsemane ist Eigentum der Franziskaner. Ein Bruder, der hier ein fast einsiedlerisches Leben in einem kleinen, aber schmucken orientalischen Hause führt, betreut alles gewissenhaft, was darin wächst und lebt. Freundlich hieß er mich willkommen. Langsam wandelte ich den Gang an der Mauer hinab, an den vierzehn ernsten Passionsbildern entlang, die in meiner Seele neu erstehen ließen, was die Flucht der Jahrtausende bedeckt. Altehrwürdige Zypressen und Oliven mit knorrigen, halbgeborstenen Stämmen, mit wulstigen Wurzeln wie mit Armen das Gestein umklammernd und in die Risse und Fugen eindringend, standen da, als Wächter an heiliger Stätte. Dazwischen üppig wucherndes Kraut, im Frühjahr übergossen mit einem glänzenden Hauch verschiedenartig gefärbten Blütenflors, so daß nur selten das nackte Gestein zu Tage tritt. Gecko-Eidechsen huschen gewandt über den Plan und klettern — wahre Künstler — am grauen rissigen Gestein der Mauer senkrecht empor. Buntfarbige Schmetterlinge gaukeln über der üppigen Vegetation. Darüber wölbt sich der saftblaue Himmel, durchwoben vom schimmernden Gold der aufgehenden Sonne. Und drüben über dem steinigen Bachtale des Kidron hinter hochragender, jahrtausendealter Mauer liegt Jerusalem mit seinen im Sonnenlicht weißgleißenden, viereckigen Häusern, auf deren Söllern runde Kuppeln sich wölben, mit den spitzen Türmen seiner prunkenden Moscheen, mit christlichen Kirchen und Kapellen, deren Kreuze den Frieden predigen. „La ilaha illallah, Mohammedun rasulullah!" betet mit kreischender Stimme draußen vor der Mauer ein gläubiger Moslim das Glaubensbekenntnis des Korans. Aber in meiner Seele erscheint das ernste Bild dessen, der hier vor Jahrtausenden mit sich selbst gerungen und der einst siegte — auch für mich.

Der Berg des Gral.

Von Wolfgang Weber.

Mitten aus der öden Steppe der katalanischen Ebene ragt ein Bergmassiv, dessen Kamm von einer gigantischen Säge ausgezackt zu sein scheint: „Montserrat" nennt es der Spanier, „der gesägte Berg". Für den strenggläubigen Südländer ist er ein Heiligtum, mit dem sich das Mysterium des Osterfestes verbindet. Dort oben stand nach der Sage die Burg der Gralsritter, und dort oben war es, wo „Fal Parsi", der reine Tor Parsifal, die ewigen Qualen des Amfortas heilte.

Alljährlich wallfahrten Tausende und Abertausende von Pilgern in der Karwoche dorthin. Sie kommen von Barcelona und den umliegenden Ortschaften, aber auch von Madrid und selbst von Frankreich herüber nach dem Montserrat. Sie klettern die steilen und gefährlichen Fußpfade hinauf bis zu einem Gipfel und bringen der „schwarzen Madonna von Montserrat" ihre Gebete und Geschenke dar. Aus allen Schichten der Gesellschaft setzen sich diese Pilger zusammen, arm und reich vereint der große Glaube an die Leiden Christi — und die Hoffnung auf Kindersegen, den nach spanischem Glauben die Madonna von Montserrat spendet.

Neben der kleinen spätgotischen ganz in Gold gehaltenen Kapelle auf der Höhe des Berges dehnen sich, mitten in die Felsen hineingebaut, die Gebäude des Klosters. Ihre Zellen, weit über hundert schöne luftige Zimmer, werden allen Besuchern des Montserrat unentgeltlich als Nachtquartier zur Verfügung gestellt. Von den Begüterten erwartet man ein kleines Geschenk, von den Armen würde die Abtei aber um keinen Preis etwas annehmen. Nur die Abgeschiedenheit des Klosters vermochte diese schöne Sitte zu erhalten, die an die Gastfreundschaft früherer Zeiten erinnert.

Unbeschreiblich ist die Lage dieses Klosters, das an Stelle der sagenhaften Gralsburg im Jahre 880 von den Benediktinermönchen gegründet wurde. Eine kleine Stufe in dem schroffen Absturz der Felsen verleiht dem Bau Halt. Wenige Schritte abseits aber ist das Gebiet ganz unzugänglich und ein Spaziergang zwischen den seltsam geformten Felssäulen hindurch ohne gute Kletterausbildung unmöglich.

Hat man aber einen Führer, trägt man an den Füßen die seltsamen Montserrat-Bastschuhe, deren eigenartiges Flechtwerk die Klosterbewohner selbst erfunden haben und die das Steigen auf den spiegelglatten Felsen erleichtern, dann wird man Unvergeßliches erleben. Schmale, halsbrecherische Fußsteige führen zwischen den bizarr geformten Felsen hindurch zu den Einsiedlerhöhlen. Ihr Eingang findet sich oft genug an der fast senkrecht abfallenden Südseite — nur mit einer ganz raffinierten, jeden Zentimeter breiten Vorsprung benützenden Klettertechnik konnte der Klausner ihn erreichen. Ein massiver Holzblock als Ruhestatt und ein steinerner Tisch sind die einzigen Einrichtungsgegenstände dieser Höhlen, in denen der Sage nach die aus der Burg ausgestoßenen Gralsritter hausten.

Unvergleichbar ist die Eigenart dieser Berglandschaft mit ihren riesigen Felsfiguren, die durch ihre kahlen, abgerundeten Flächen nie das Monumentale verlieren. Daß diese Säulen nicht einzeln in die Luft ragen, das ist das Charakteristische, ich möchte fast sagen, das architektonische Geheimnis dieser Landschaft: Der ganze Bergkomplex bildet aus ihnen einen unwahrscheinlichen steinernen Märchenwald. Nur zuweilen öffnen sich die strengen Felsen zu einem wahrhaft karfreitagszauberhaften Ausblick auf die tief unten ausgebreitete katalanische Ebene mit ihren Dörfern und Schluchten.

Freilich, das Kloster selbst ist heute alles andere als „unnahbar euren Schritten". Seit einigen Jahren kriecht eine kleine Zahnradbahn die Anhöhe hinauf, und die Terrassen der Nordostseite gestatteten sogar die Anlage einer kühn geführten Straße. Oben im Klosterhofe steht das Reitefelchen neben dem wuchtigen Reiseauto, und man findet die Mantille neben dem amerikanischen Sportkostüm. Aber nicht einmal zwei kleine Hotels in der Nähe des Klosters können uns stören. Die Märchenwelt des Montserrat wirkt zu stark, als daß man diese Dinge unangenehm empfinden könnte.

Dieses kleine, abgezirkelte Stück katalanischer Erde hat einen so ausgeprägten Charakter, daß man sich in eine neue Welt versetzt und fast jede Verbindung mit der eigenen zu verlieren glaubt. Es läßt sich kaum ein besserer Hintergrund für die Abgeschlossenheit des Gralsrittertums vorstellen.